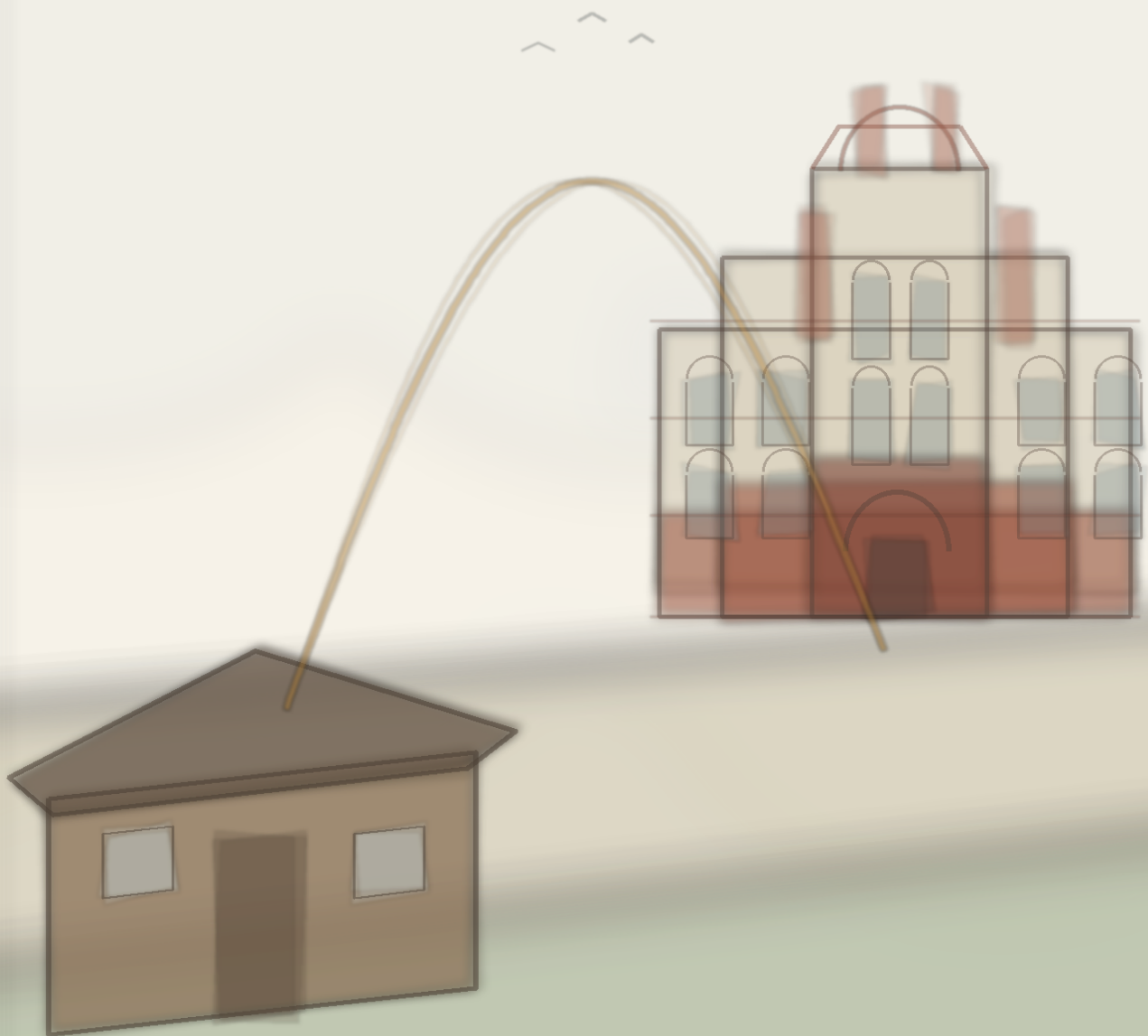


In eigener Sache

Ulrich Furbach

Juni, 2026



Inhaltsverzeichnis

Aufgewachsen in München	3
Lager I	3
Lager II	4
Die Wohnung	5
Schule	7
Militär	10
Sport	10
Unterricht	11
Vorne stehen	11
Schwanengesang	12

Aufgewachsen in München

Lager I

Die Toiletten-Baracke stand auf einer leichten Anhöhe. Es ist Winter und es liegt Schnee; meine Mutter setzt mich auf das kalte Plumpsklo und es dauert lange. Die anderen Wohnbaracken liegen etwas tiefer, daran habe ich keine detaillierten Erinnerungen.

Ich wohnte damals mit meiner Mutter in diesem Flüchtlingslager in Allach in der Nähe von München. Dieses Lager war während des Dritten Reiches eine Außenstelle des KZ Dachau, nach dem Krieg wurde es als Flüchtlingsunterkunft benutzt. Ich wurde dort 1948 geboren und habe die ersten Jahre in diesem Lager gelebt. Mutter war alleinerziehend, sie hatte sich von meinem Vater schon vor meiner Geburt getrennt. Ganz schwammig tauchen aus dieser Zeit Erinnerungen auf: Ein Thema ist, dass ich mit meiner Mutter allein war, ohne Vater, anders als die anderen Kinder. Ein anderes ist, dass wir beide von einem Lastwagenfahrer im Lager abgeholt wurden. Mutter kannte den Fahrer, für mich gab es ein kleines Lenkrad, das irgendwie vor dem Beifahrersitz befestigt war, sodass ich mitsteuern konnte.

Mutter hatte einen Job in einer Raststätte am Ende der Autobahn Stuttgart-München, nicht sehr weit entfernt von Allach. Ich nehme an, dass sie dort auch Verehrer hatte. Wir haben später nie darüber gesprochen.

Eine andere Erinnerung aus dieser Zeit ist sehr viel konkreter, auch weil ich sie mit Erzählungen meiner Mutter ergänzen kann. Bei einer ärztlichen Untersuchung wurde ihr mitgeteilt, dass sie wegen einer Operation einige Zeit im Krankenhaus verbringen müsse. Auf dem Heimweg, zusammen mit mir im Bus, weinte sie, weil sie nicht wusste, wohin mit mir während dieser Zeit. Eine Mitreisende sprach sie an und als ihr Mutter das Problem schilderte, bot sie spontan an, mich während dieser Zeit aufzunehmen. Das kinderlose Paar Christ (!) wohnte in einem großen Einfamilienhaus in Obermenzig, und so kam es, dass ich die Weihnachtszeit dort verbrachte. Es gibt ein Foto aus dieser Zeit, wo ich mit einem anderen Kind im Garten spiele. Besonders in Erinnerung ist mir der Weihnachtsabend, und zwar weil ich vor dem Wohnzimmer warten musste, bis eine Glocke ertönte und ich dann in das Zimmer mit dem geschmückten Christbaum eintreten durfte. Ich spüre noch heute deutlich, wie feierlich das alles war. Ich denke nicht zuletzt auch wegen der Räumlichkeiten, die schon ein deutlicher Kontrast zum Lager waren. Wir hatten später keinen Kontakt mehr zu dieser freundlichen, hilfsbereiten Familie. Mutter erklärte mir dann, dass die Familie mich adoptieren wollte, Mutter dies aber strikt ablehnte und es dadurch zum Bruch kam.

An den Alltag in diesem Lager habe ich keine Erinnerungen, ich nehme an, dass es einen Kindergarten gab, wo ich während Mutters Arbeitszeit in der Raststätte betreut wurde. Auch Nachbarn oder überhaupt andere Menschen dort sind nicht mehr präsent. Außer einem alten russischen Herrn, der dort lebte. Er konnte nicht Deutsch und Mutter besuchte ihn ab und zu, um sich mit ihm auf Russisch zu unterhalten. Ich saß mit dabei in dem muffigen kleinen Zimmer und langweilte mich unendlich; allerdings bekam ich immer ein Stück Traubenzucker.

Lager II

Irgendwann wechselten wir in ein anderes Lager, welches gegenüber dem Haupteingang von Krauss-Maffei war. Krauss-Maffei war im Dritten Reich ein zentraler Rüstungsbetrieb, und die Baracken des Lagers beherbergten damals Zwangsarbeiter. Von unserem Zimmer aus sah man direkt auf die Fahrradeinstellhalle neben dem Haupteingang. In diesem Lager war es ein wenig komfortabler; es gab sanitäre Anlagen in jeder Baracke, sodass wir winters nicht mehr in die Kälte mussten. In den Toiletten lag zurechtgeschnittenes Zeitungspapier. Wenn man das vor der Benutzung fest zusammenknüllte und dann wieder glatt strich, war es griffig und einigermaßen benutzbar. Als während der Corona-Krise vor einigen Jahren Hamsterkäufe von Toilettenpapier zu beobachten waren, musste ich oft an diese „Technik“ denken.

In diesem Lager besuchte ich auch einen Kindergarten, wovon mir einzig die unendlich lange Zeit des täglichen Zwangsmittagsschlafs in Erinnerung ist. Auch gab es gleichaltrige Spielkameraden; wir hatten beliebig Auslauf, neben dem Lager gab es weitläufige Äcker und Wiesen, keine Straßen mit nennenswertem Verkehr, sodass wir große Freiheit genossen. Es gab auch einen kleinen Krämerladen, der mir besonders wegen des großen Fasses mit Sauerkraut neben dem Eingang in Erinnerung ist. Vor dem Verlassen des Ladens durfte ich mir da ein wenig Sauerkraut holen. Ab und zu erreichte uns auch ein sogenanntes Care-Paket, das von amerikanischen Hilfsorganisationen nach dem Zweiten Weltkrieg verteilt wurde. Das war dann ein ganz besonderes Ereignis und es gab Köstlichkeiten, wie zum Beispiel gesalzene Butter oder gelben Käse, ohne Ende.

Als ich mit vier Jahren einen Keuchhusten einigermaßen überwunden hatte, wurde ich zur Erholung in ein Heim in Bad Wörishofen verschickt. Auch dort wieder Zwangsmittagsschlaf und dazu noch lange Wanderungen. Diese langweiligen Wanderungen haben wir uns erträglicher gemacht, indem wir ausführlich davon fabulierten, dass wir zuhause Ponys hätten und nach unserer Heimkehr dann wieder mit denen ausreiten könnten. Fast 20 Jahre später lernte ich als Student einen Kommilitonen kennen und zufällig kamen wir auf das Thema Erholungsheim in Bad Wörishofen. Es stellte sich heraus, dass er mit mir dort war und sich auch noch sehr gut an die Pony-Fantasien erinnerte.

Die Heimkehr aus dieser Erholungszeit ist mir wie eine Fotografie gegenwärtig: Ich steige aus dem Zug am Münchener Hauptbahnhof und laufe auf meine wartende Mutter zu - neben ihr wartet ein schlanker Mann. Das war von da an mein Vater. Das Wort „Stiefvater“ ist mir im Zusammenhang mit Udo nie in den Sinn gekommen; es wurde auch nie benutzt, er war immer mein Vater. In einem Brief, den er mir nach seinem Tode zukommen ließ, beschreibt auch er diesen Moment am Hauptbahnhof - er hat ihn wohl ähnlich erlebt! Er habe sich damals

geschworen, ein guter Vater zu sein, ein Vater, vor dem man keine Angst haben muss. Dazu muss man wissen, dass Udos Vater, Heinz, ein Berufsoffizier war und sich in zwei Weltkriegen bis zum General hochgedient hatte - aber davon später mehr.

Kurze Zeit später wurde geheiratet; das Ganze muss wohl im Lager stattgefunden haben, wobei ich mich nicht an irgendeine Kirche erinnern kann. Mir wurde später erzählt, dass der Pfarrer seinen Messwein für die Feierlichkeit beigesteuert hatte. Auch ich bekam davon ab, und als Mutter den Pfarrer davon abhalten wollte, soll ich zu ihm gesagt haben: „Herr Pfarrer, Sie sind gar nicht so dumm, wie Sie aussehen!“

Wir lebten damals zu dritt in einem Zimmer der Baracke, wobei ich eine kleine Schlafecke hatte, die durch einen Vorhang abgetrennt war. Ich konnte vor meiner Einschulung schon lesen und so ging Mutter mit mir zum Bücherbus, der einmal in der Woche vorbeikam, um mich dort anzumelden. Leider war ich noch nicht sechs Jahre alt, sodass der Bibliothekar mich nicht zulassen wollte. Erst als Mutter insistierte und ich zur Probe vorlesen musste, durfte ich Bücher ausleihen. Eines meiner ersten Bücher hieß „Fünf kleine Igel“ - dieser Tage habe ich es antiquarisch gekauft. Ich hoffe, meine Enkelin Anuk wird das auch bald lesen.

Bei meiner Einschulung kamen wir ein wenig zu spät an der Schule an. Die Schule begann mit einem Gottesdienst, zu dem die Erstklässler geleitet wurden. Leider war die katholische Gruppe schon weg, sodass Mutter mich einfach mit der evangelischen Gruppe mitschickte - dies ergab einige Verwirrung, als wir wieder zurückkamen und in die entsprechenden Klassen aufgeteilt wurden. Ich war in einer Klasse, in der die erste und zweite Klasse zusammen unterrichtet wurde. Ich glaube, dass ich dadurch profitiert habe, da ich ja immerhin schon lesen konnte.

Die Wohnung

Im Jahr 1955, als ich gerade in die zweite Grundschulklasse ging, erhielten wir endlich eine Sozialbauwohnung mit zwei Zimmern und Küche in Moosach. Besonders bedeutend war dies, da ich nun ein eigenes Zimmer hatte. Der Einzug erfolgte kurz vor Weihnachten, und mein eigenes Zimmer wurde mir als das ultimative Weihnachtsgeschenk präsentiert, und genauso empfand ich es auch.

An dieses Weihnachten erinnere ich mich recht genau, außer dem Zimmer gab es noch einen Satz Malstifte und einen Block als Geschenk. Wir hatten damals keinen Kühlschrank, Mutter bewahrte daher den Weihnachtsbraten, der ein Hackbraten werden sollte, außen auf dem Fensterbrett auf. Leider war es nicht kalt genug, sodass das Hackfleisch verdarb. Also feierten wir Weihnachten ohne Braten, aber in einer eigenen Wohnung. Später erfuhren wir von den Nachbarn über uns, die Frau stammte aus einem Bauernhof in der Nähe, dass sie noch am Heiligabend von den Eltern eine Gans bekamen; sie hatten aber bereits eine, und nun überlegten sie, ob sie die Gans nicht uns anbieten sollten. Da sie uns aber (noch) nicht kannten, trauten sie sich nicht . . .

Das Moosach von damals war noch ein Bauerndorf etwas außerhalb von München. Mein Schulweg führte an Bauernhöfen und Wiesen vorbei und rund um die wenigen Wohnblocks,

die zu unserer Siedlung gehörten, waren Felder und Wiesen. Wir Kinder konnten all das entdecken, erobern und das alles ohne Kontrolle der Eltern. Nach der Schule „gingen wir raus“, dort trafen wir uns, ohne uns verabredet zu haben, und konnten so in Banden und Gruppen herumziehen. Mutter war zu dieser Zeit berufstätig, daher war ich ein sogenanntes „Schlüsselkind“; ich war nachmittags allein, was ich als durchaus positiv empfand. Ich konnte so den ganzen Nachmittag machen, was ich wollte. Schulische Verpflichtungen habe ich nicht in Erinnerung aus dieser Zeit; die setzten erst mit dem Übergang auf die höhere Schule ein.

Die Siedlung bestand aus vielen Wohnblocks, die alle kleine, einfache Sozialbauwohnungen enthielten. Alle meine Freunde kamen aus dieser Umgebung, einem sozial schwachen Umfeld. Ich war der Einzige, der auf eine höhere Schule wechseln sollte. Mein Vater Udo war damals zwar auch als ungelernter Hilfsarbeiter tätig, doch er war sich zumindest dessen bewusst, dass Schulbildung ein wichtiger Schlüssel zu einem besseren Leben sein konnte. Er selbst kam aus einem sogenannten guten Hause, sein Vater war Berufsoffizier, äußerst streng und unnahbar. Udo war sehr musikalisch, er hatte das absolute Gehör und er wurde als Kind von seiner Mutter gefördert; leider war der Klavierunterricht wenig erfolgreich; er weigerte sich, das Spiel nach Noten zu erlernen. Aber er konnte wunderbar Klavierspielen, was immer er hörte, konnte er sogleich nachspielen. Seine Mutter starb, als er noch ein Kind war, und er wurde in eine Ritterakademie gesteckt. Das war eine sehr traditionsreiche Elite-Schule, ein Gymnasium und Internat, in dem es wohl recht militärisch streng zugeht. Udo war ein schlechter Schüler, seine musische Begabung wurde dort auch nicht gefördert, und er hat die Schule nie beendet. Wie es bei ihm dann weiterging, ist mir nicht ganz klar; jedenfalls bekam er TBC und musste viele Jahre in einem Sanatorium in Planegg bei München verbringen. Er war dort bis kurz vor der Zeit, in der er Mutter und mich kennenlernte. Genaue Daten sind mir nicht bekannt, aber als ich ihm viele Jahre später, ich hatte gerade den Zauberberg von Thomas Mann gelesen, erzählte, dass die Kranken dort mehr als zehn Jahre verbringen mussten, antwortete er ganz trocken, dass es bei ihm ja ähnlich gewesen sei.

Meine Mutter kam aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie aus Litzmannstadt, dem polnischen Lodz. Sie war gelernte Erzieherin und war sich mit meinem Vater einig, dass ich eine gute Bildung bekommen musste, um „es später einmal besser zu haben“ - den Satz habe ich noch sehr oft gehört.

Für mich war das der Schulwechsel ein recht einschneidendes Ereignis; ich musste eine Aufnahmeprüfung in einer Turnhalle des Gymnasiums bestehen und ich war der Einzige aus meinem Umfeld, der diesen Wechsel machen sollte. Ich bekam einen Hautausschlag, erst nur an den Händen, dann am ganzen Körper. Ich musste ins Krankenhaus, in dem ich einige Wochen während der Schulferien zubrachte. Ich kam dann nach Schuljahresbeginn ins Gymnasium und war völlig orientierungslos; schon die morgendliche Fahrt zur Schule mit der Straßenbahn war eine tägliche Herausforderung. Am ersten Tag in der Klasse mussten wir eine Kuh malen. Ich war völlig überfordert und hatte einfach alles genauso wie mein Banknachbar gemacht. Den Hautausschlag bekam ich immer mal wieder; auch wenn irgendeine Erkältung oder Grippe im Anzug war, konnte ich das frühzeitig an den aufkeimenden Hautbläschen ablesen. Erst als ich im Alter von 37 Jahren im Rahmen eines Aufbaustudienganges an einer Abschlussarbeit zum Thema „Verunsicherung als Ausgangspunkt für Verhaltensänderung“ arbeitete, wurde mir plötzlich klar, dass diese Hautausschlag-Schübe immer dann auftraten, wenn ich verunsichert

oder überfordert war. Die Verunsicherung beim Übergang ins Gymnasium war anscheinend der Auslöser, ich vermute, dass man diesen Hautausschlag heute als Neurodermitis diagnostizieren würde. Nachdem mir dieser Zusammenhang klar wurde, ist der Ausschlag nie wieder aufgetreten und das seit 40 Jahren.

Musik spielte in meiner Kindheit und Jugend immer eine wichtige Rolle. Udos Einkommen als ungelernter Arbeiter in einer Fabrik war recht mäßig, aber er konnte durch seine musikalische Begabung dazuverdienen. Er spielte bis ins Rentenalter immer in einer kleinen Band, die an den Wochenenden Tanzmusik machte. Die erste Band, an die ich mich erinnere, waren die „Flamingos“. Ich denke, dass ich damals in etwa zehn Jahre alt war und da die Band sonntags schon am Nachmittag spielte, konnten Mutter und ich manchmal dabei sein. Sie spielten in der ABC-Bar, die im Wesentlichen von amerikanischen Soldaten besucht war. Dementsprechend war auch die Musik: Swing-Jazz, Boogie Woogie oder Blues. Ich habe sehr deutliche Erinnerungen an die Bar, die Band und die Musik. Zwar bin ich als Jugendlicher mit Beatles und Rolling Stones groß geworden, aber amerikanischer Swing-Jazz lässt immer die Erinnerung an diese Zeit auftauchen.

Wir hatten auch ein Klavier zu Hause. Udo hatte es geschenkt bekommen, weil sämtliche Filz-Teile des Klaviers von Motten zerfressen waren. In wochenlanger Arbeit haben wir dann aus großen Filzplatten passende Belege für die Hämmer und Dämpfer ausgeschnitten und eingebaut. Das Klavier stand im Schlafzimmer der Eltern und sonntagsmorgens gab es oft Wunschkonzert. Ich durfte ins Bett der Eltern und Udo spielte, was immer wir ihm zuriefen - er konnte alles - ohne Noten! Ich versuchte oft am Nachmittag auf dem Klavier zu spielen; ich suchte mir die Tasten zu einfachen Melodien zusammen und wenn Udo dann abends aus der Arbeit kam und ich stolz „Tom Dolley“ oder „Paris in the Rain“ vorspielte, wischte er mich weg und zeigte mir, wie das richtig klingen muss. Er war leider kein Pädagoge - ich bin nicht sonderlich musikalisch und er konnte sich nicht vorstellen, dass es für so jemanden Sinn machen kann, ein Instrument zu lernen. Ich hatte immer Interesse für Instrumente: Bis ins Erwachsenenalter versuchte ich mich an mehreren Instrumenten: Klavier, Gitarre, Bass und Klarinette. Immer autodidaktisch und nie mit Unterricht; man kann sich vorstellen, dass ich da nicht sehr weit kommen konnte.

Schule

Die ersten Jahre am Gymnasium waren schrecklich, ich war ein mittelmäßiger bis schlechter Schüler, ich war kein Sportler und hatte absolut nichts, was mich in der Klassengemeinschaft beachtenswert machte. Bei schwierigen Hausaufgaben oder bei Vorbereitungen auf Arbeiten konnte ich niemanden fragen, meine Eltern konnten nicht helfen und in der Umgebung gab es keine Mitschüler. Ein Nachmittag ist mir deutlich in Erinnerung: Ich wollte mich auf eine Chemie-Prüfung vorbereiten und hatte absolut kein Verständnis für den Stoff. In meiner Verzweiflung setzte ich mich in den Bus und fuhr in einen benachbarten Stadtteil, um bei einem Klassenkameraden Hilfe zu bekommen. Wir hatten noch kein Telefon, es war also ungewiss, ob ich ihn antreffen würde. Er war da, hatte aber genauso wenig Ahnung wie ich

...

Das war eine merkwürdige Zeit in der Schule; manche Lehrer hatten jahrelang in russischer Kriegsgefangenschaft zugebracht, waren nach ihrer Rückkehr wieder im Schuldienst und man merkte an ihren zahlreichen Erzählungen aus jener Zeit, dass sie die schrecklichen Erlebnisse nicht verarbeitet hatten. Unser Mathelehrer zum Beispiel hatte die Angewohnheit, uns mit sehr großen Zahlen Kopfrechnen zu lassen. Als Begründung für diese Methode führte er an, dass wir ihm, sollte mal wieder eine Inflation kommen, sicher dankbar sein würden. Oder der dicke Turnlehrer im Trainingsanzug, der immer, auch während des Sports, eine Zigarre im Mund hatte.

Zuhause, in meinem gewohnten Umfeld, fühlte ich mich wohl, zusammen mit meinen Freunden durchlebte ich verschiedene Phasen der Entwicklung. Zum Beispiel die Zeit, in der wir Jungs uns um die wunderschöne Antje gruppierten, gar nicht erwarten konnten, bis sie endlich bei der Bank im Park erschien. Jeder Sonntagsausflug mit den Eltern war mir ein Gräuel, versäumte ich doch die wertvolle Zeit mit den anderen - und Antje. Oder die Phase im Wirtshaus, beim Kartenspielen. Jeden Nachmittag trafen wir uns in einem heruntergekommenen Wirtshaus in der Nähe und spielten Schafkopf. Wir spielten um Geld, und das war eine enorme Herausforderung, eine Pechsträhne konnte mich bei meinen geringen finanziellen Mitteln schon recht in Bedrängnis bringen. In den Ferien spielten wir sozusagen ganztags, keiner von uns kam aus Familien, wo man in den Urlaub fuhr - wir lungerten zuhause rum. Wenn unser Wirtshaus Ruhetag hatte, machten wir die Runde und probierten alle anderen Wirtshäuser in der Umgebung aus.

Von meinem 14. Lebensjahr an habe ich regelmäßig in den Ferien in einer Buchdruckerei gearbeitet. Das war eine stumpfsinnige Fließbandarbeit, aber sie verschaffte mir in den Oster- und den großen Ferien ein gutes finanzielles Polster, sodass ich mir echte Levi's-Jeans oder andere angesagte Klamotten kaufen konnte. Ich arbeitete dort zumeist mit anderen ungelernten Hilfskräften, zum Teil auch aus einer Behindertenbetreuungseinrichtung. Ich machte den Job, bis ich nach dem Abitur zur Bundeswehr ging.

Die Wirtshaus-Schafkopf-Phase wurde schließlich von der Big-Apple-Phase abgelöst. Es gab in der Münchner Leopoldstraße zwei angesagte Klubs, das PN und das Big Apple. Im PN gab es zumeist Live-Musik und das Big Apple war eine Disco. Ab 16 Jahren wurde man eingelassen, allerdings musste man seinen Ausweis abgeben und ihn beim Verlassen spätestens um 22 Uhr wieder abholen. Ich verbrachte dort so viel Zeit wie möglich; sonntags öffnete das Big Apple schon um 17 Uhr, da war das Jungvolk dann unter sich. Das war auch die Zeit, in der ich den Kontakt mit meinen Wirtshausfreunden aus Moosach verlor. Sie konnten meine Vorliebe für das Big Apple nicht teilen. Ich fand mich dort in einer Clique wieder, die sich eigentlich nur im Big Apple traf, außerhalb dieses halbdunklen Kellers hatten wir fast keinen Kontakt. Das war die Zeit der Soul-Musik, man tanzte und improvisierte zu James Brown oder Otis Redding. Ab und zu, wenn der DJ einen langsamen Song auflegte, wurde das Licht gedimmt und man konnte auf der Tanzfläche mit Körperkontakt tanzen - wenn denn die Partnerin das zuließ. Wir hatten mit ganz wenigen Ausnahmen nur Kontakte untereinander im Big Apple. Ich kann mich an keine Themen erinnern, über die wir gesprochen haben, außer natürlich Musik und Klamotten. Klamotten mussten angesagt und teuer sein, da mitzuhalten war für mich ein ziemliches Problem.

In der Oberstufe wurde die Schule erträglicher; in den meisten Fächern waren meine Leistungen

unverändert mittelmäßig bis schlecht - außer in Mathe und Physik, da schrieb ich zum ersten Mal gute Noten. Was sich geändert hatte, weiß ich nicht. Nach wie vor hielt ich eisern an meiner 3-Tages-Regel fest: Vor jeder Arbeit lernte ich für das Fach die drei Tage davor; diese Regel hielt ich immer durch, auch in meiner Wirtshaus-Schafkopf-Phase, da kam ich dann eben später ins Wirtshaus. Vielleicht war der Grund für meine besseren Leistungen auch, dass ich jetzt besser in die Klassengemeinschaft integriert wurde. Sport hatte nicht mehr den Stellenwert, jetzt waren eher Disco und Mädchen angesagt und das passte ja nun eher zu meiner Freizeitgestaltung im Big Apple. Ich hatte einige Freunde in der Klasse und da war natürlich Hasi.

Hasi war zwei, drei Jahre älter als ich und fuhr einen Triumph Spitfire. Damals hatten Schüler keine Autos, aber Hasi war von einer sehr reichen Tante adoptiert und hatte alles; er sah auch sehr gut aus und war charmant. Nur in Mathe war er schlecht, und so gab ich ihm Nachhilfe, die seine Tante zahlte - den Erlös teilte ich mit Hasi. Ab und zu cruisten wir im offenen Spitfire um den Baggersee; damals konnte man überall mit dem Auto ans Wasser, und so konnten wir uns dabei auch dementsprechend präsentieren. Das war wunderbar: ich konnte meine Mathe-Kenntnisse in ein wenig Glamour umwandeln.

Militär

Mir war schon in der Oberstufe klar, dass ich Mathematik studieren würde. Meine Eltern wollten mich überzeugen, als Offiziersanwärter zur Bundeswehr zu gehen: Ich sei viel zu jung zum Studieren – tatsächlich war ich immer der Jüngste in der Klasse, allerdings war mir nicht klar, warum das fürs Studium hinderlich sein könnte. Ich glaube eher, dass beide sich unter einem Studium nichts vorstellen konnten; womöglich hatten sie auch Bedenken wegen der Kosten. Dass ich das dann schließlich mithilfe von BAföG und Nebenjobs nahezu alles selbst finanziert habe, war für sie nicht absehbar. Dazu kam sicher auch, dass der Ex-General Großvater ein wenig Einfluss nahm. Und so habe ich mich schließlich überreden lassen, es wenigstens als Zeitsoldat zu versuchen. Damals, im Jahr 1967, betrug die Wehrpflicht 18 Monate; man konnte sich aber für zwei Jahre auf Zeit verpflichten; allerdings wurde dies gerade, als es für mich relevant war, auf drei Jahre hochgesetzt. Und so wurde ich Soldat auf Zeit und Offiziersanwärter bei der Panzertruppe. Die Prüfung zur Annahme als Offiziersanwärter erstreckte sich über mehrere Tage in Köln. Eigentlich hatte ich nicht erwartet zu bestehen; neben einer Reihe psychologischer Tests gab es auch einige Sportprüfungen. Ich war absoluter Nicht-Sportler, fühlte mich durch den Schulsport schwer geschädigt und habe Sport vermieden, so weit es ging. Erstaunlicherweise bestand ich, wurde Offiziersanwärter und erfuhr so, was mich in den nächsten drei Jahren erwarten würde. Nach der Grundausbildung standen verschiedene Führerscheine auf dem Programm, dann zweimal halbjährige Lehrgänge an der Panzertruppenschule in Munsterlager in der Lüneburger Heide und schließlich drei Monate Offizierschule in München. Dazwischen und danach folgten immer wieder Verwendungen in der Stammeinheit, einem Panzerbataillon in der Nähe von Würzburg.

Drei Jahre in diesem Alter sind eine lange und sicherlich prägende Zeit. Ich möchte hier keinen Bericht über die vielfältigen und sehr unterschiedlichen Erfahrungen und Erlebnisse abgeben, sondern lediglich die Aspekte aufzählen, die mich womöglich für mein späteres Leben mitgeprägt haben.

Sport

Um Offizier zu werden, ist das Ablegen des Deutschen Sportabzeichens Voraussetzung. Ich konnte natürlich keine 5000 Meter in einem Zug laufen, die zeitliche Vorgabe zu erfüllen war jenseits meiner Vorstellungskraft. Ähnlich verhielt es sich mit 300 Metern Schwimmen. Ich hatte nie richtig schwimmen gelernt, konnte mich nur mit einer Art Hundspaddeln über Wasser halten. Um das Sportabzeichen zu schaffen, musste ich trainieren; zusammen mit

anderen Kameraden rannte, schwamm und sprang ich freiwillig an den Wochenenden, um die geforderten Leistungen zu erbringen. Es dauerte gute zwei Jahre, aber kurz vor der Beförderung zum Leutnant hatte ich alle Leistungen zusammen. Das Ganze hatte aber einen Nebeneffekt: Ich fand Gefallen am Sport und probierte immer mehr Neues aus. Die Wochenenden in der kleinen Garnisonstadt Kilsheim waren langweilig; so kaufte ich mir einen Tennisschläger und drei Bälle und ging in die Mehrzweckhalle, um Bälle gegen die Wand zu schlagen. Bald kam ein Kamerad dazu, der schon mal Tennis gespielt hatte, und so versuchten wir, in der Halle über ein provisorisches Netz zu spielen. Ich habe viele Jahre mit Vergnügen Tennis gespielt, irgendwann wechselte ich zu Squash und schaffte es schließlich in meiner Koblenzer Zeit im hohen Erwachsenenalter noch, Ligaspieler zu werden. Auch heute noch, mit 77 Jahren, lassen mich meine Vereinskollegen mitspielen ...

Auf ähnliche Weise wurde ich Skifahrer. Während der Offizierschule in München stand auch ein Hüttenaufenthalt im Winter am Sudelfeld auf dem Lehrgangsprogramm. Die Nicht-Skifahrer bekamen kurze Einweisungen und durften ein wenig an einem kleinen Anfängerhang herumrutschen. Mir gefiel das und ich kaufte mir gleich darauf ein paar gebrauchte Ski und Schuhe und fuhr am nächsten Wochenende in die Berge; irgendwann, kurz vor Bayrischzell, sah ich einen Wegweiser zu einem Skilift. Es war ein kleiner Schlepplift, und tatsächlich schaffte ich es, mich beim Hochfahren auf dem Bügel zu halten und schließlich auch wieder den Hang hinunterzufahren. Die folgenden Wochenenden fuhr ich immer wieder zu meinem Schlepplift. Irgendwann nahm mich ein ehemaliger Schulfreund, der als Skilehrer arbeitete, mit seiner Gruppe mit, sodass ich eine Chance hatte, die Technik zu lernen. Ich bin dann mein Leben lang Ski gefahren, bin viele Jahre Ski-Touren gegangen, und auch später in meiner Koblenzer Zeit bin ich regelmäßig mit den Kindern zum Wintersport gefahren.

Unterricht

Unterrichten und Vortragen spielte in der Offiziersausbildung eine große Rolle. Unterrichtsstunden mussten akribisch genau mittels Formblättern vorbereitet werden; jede Phase der Stunde musste vorgeplant werden, und es gab eine Menge Lehrproben. Aber auch Vorträge zu verschiedensten Themen mussten vorbereitet oder auch frei gehalten werden. Damals hatte ich noch keine Ahnung, dass ich mein Berufsleben als Hochschullehrer verbringen würde. Ich bin mir sehr sicher, dass diese aufwendig vorbereiteten Unterrichtsstunden und Vorträge mir später geholfen haben. Ich fühlte mich bei meinen Vorlesungen immer sicher, hatte nie übermäßiges Lampenfieber bei wissenschaftlichen Vorträgen und konnte auch meine vorgegebene Redezeit bei Konferenzen oder Ähnlichem immer einhalten. Als Student entdeckte ich dann auch, dass ich bei mündlichen Prüfungen meist deutlich besser abschnitt als bei schriftlichen. Ich vermute, dass auch diese Fähigkeit durch meine Ausbildung zum Offizier gefördert wurde.

Vorne stehen

Während der Ausbildung durchläuft man verschiedene Phasen der Aufgaben in einer Panzerreinheit. In der halbjährigen Ausbildung zum Panzerkommandanten lernt man, den Panzer

mit der insgesamt vier Personen umfassenden Besatzung zu führen. Führen heißt dabei, in Gefechtssituationen zu agieren, die Besatzung zur Zusammenarbeit zu motivieren und sie weiterzubilden. In einer zweiten halbjährigen Ausbildung passiert das Gleiche, aber jetzt als Kommandant eines Panzerzugs, also von fünf Panzern. Hier geht es jetzt darum, diese Einheit per Funk oder Handzeichen in Gefechtssituationen zu führen. Aber auch alltägliche Tätigkeiten wie die Wartung der Fahrzeuge und des Geräts müssen durchgeführt und beaufsichtigt werden. In einer letzten Phase, dann an der Offizierschule, geht es darum, den Panzerzug als Teil der Kompanie, also einen von drei Zügen, zu verstehen und zu führen. Neben den Aufgaben in diesen Phasen kommen noch vielfältige weitere Aspekte hinzu, wie z. B. Themen wie „Innere Führung“ und „Staatsbürger in Uniform“, Militärrecht und politische Bildung.

Schwanengesang

Ich bin sicher, dass ich von der Militärzeit für mein weiteres Leben sehr viel profitiert habe. Neben dem oben Ausgeführten habe ich sicherlich gelernt, Entscheidungen unter Zeitdruck zu treffen, Verantwortung für Menschen zu übernehmen und komplexe Situationen schnell zu analysieren. Ich glaube, dass ich ein guter Offizier war; jedenfalls wurde ich umworben, mich als Berufsoffizier nach Ablauf der drei Jahre weiterzuverpflichten. Mein Ziel war jedoch nach wie vor, Mathematik zu studieren. Damals, 1970, gab es noch keine Bundeswehruniversitäten, sodass es keine Möglichkeit gab, dies innerhalb der Bundeswehr zu tun - sonst hätte ich mich wohl verpflichtet. So aber verließ ich die Bundeswehr und wurde Student. In der Kompanie, in der ich die letzte Zeit als Leutnant gedient hatte, fühlte ich mich sehr wohl und wurde dort auch anerkannt. Einige Monate, nachdem ich an die Uni gegangen war, sollte die Einheit für mehrere Wochen zu Schießübungen nach England gehen - ich wollte dabei sein und machte eine freiwillige Wehrübung, um mitzugehen. Ich war in einer gewohnten militärischen Umgebung, lebte dort mit den gleichen Menschen wie zuvor - aber ich konnte mich überhaupt nicht mehr einfügen. Ich eckte überall und bei jedem an, ich hinterfragte die Entscheidungen meiner Vorgesetzten und fühlte mich überhaupt nicht mehr als Teil des militärischen Verbunds. Ich glaube, dass die wenigen Monate außerhalb des Soldatenlebens einen großen Abstand erzeugt hatten. Ich konnte mich nicht mehr mit dieser Lebens- und Arbeitsweise identifizieren. Es waren nicht einmal politische oder gesellschaftliche Diskrepanzen - die hatten sich erst viel später entwickelt - es war die Art zu kommunizieren, zu planen und zu handeln. Durch das starre Einhalten der Hierarchie, wie sie durch die militärischen Dienstgrade vorgegeben war, die mangelnde Bereitschaft, Gewohntes zu hinterfragen und das strikte Befolgen der Dienstvorschriften fühlte ich mich eingengt und unfrei.

Dies war meine einzige Wehrübung; ich wurde auch nie mehr eingezogen, vermutlich hatte ich während dieser England-Phase eine miserable Beurteilung bekommen.